

LEITARTIKEL: THOMAS SPANG ZUR AUSGANGSLAGE DER ENDAUSMARCHUNG UM DIE US-PRÄSIDENTSCHAFT

Wunsch nach Wechsel ist keine Garantie für Obama

Drei Monate lang stand der Republikaner John McCain an der Seitenlinie des politischen Geschehens, während die Demokraten mit ihrem Vorwahl-Krimi Schlagzeilen und Aufmerksamkeit auf sich zogen. Statt die Zeit nutzen zu können, den Gegner im Herbst zu definieren, hatte McCain alle Hände voll damit zu tun, seine Basis zu konsolidieren. Denn der eigenwillige Senator aus Arizona wird von den Republikanern respektiert, aber nicht geliebt. Was sich in den Geldproblemen des 71-jährigen Wahlkämpfers ausdrückt. Während Barack Obama allein bis April 272 Millionen US-Dollar einnahm, kratzte McCain soeben erst an der 100 Millionen-Marke. Selbst die Sicherung der Nominierung motivierte potenzielle Geldgeber nicht.

Republikanische Strategen zeigen sich daher ausgesprochen nervös. Denn Geld «spricht» in der Politik.

Das musste zuletzt Hillary Clinton schmerzhaft erfahren. Dank prall gefüllter Kassen zwang Obama seine Rivalen dazu, an Orten wie Ohio und Pennsylvania Geld auszugeben, die ihr eigentlich in den Schoss fallen mussten. Dadurch fehlten ihr Ressourcen andernorts. Das Gleiche könnte nun McCain widerfahren.

Damit kann Obama das Spielfeld vergrössern, McCain also zwingen, Bundesstaaten zu verteidigen, die George W. Bush spielend gewonnen hatte. Ein potenziell entscheidender Vorteil. Denn Präsidentschaftswahlen werden nicht national gewonnen, sondern in den 50 Einzelstaaten, die nach dem Prinzip «The Winner Takes All» Wahlmännerstimmen liefern. Für die Wahl zum Präsidenten werden 270 Wahlmänner benötigt. McCain kann es sich nicht leisten, auch nur einen einzigen Bundesstaat zu verlieren, den Bush 2004 gewann.

Umgekehrt muss Obama alle Staaten verteidigen, die John Kerry 2004 gegen Bush holte. Darunter Pennsylvania und Michigan, zwei Staaten in denen eine Klientel sitzt, die dem Demokraten Kopfzerbrechen bereitet. Der Sohn einer weissen Mutter aus Kansas und eines schwarzen Kenianers kämpft mit ethnisch unterlegten Vorurteilen bei weissen Arbeitern. Diese sind stärker ausgeprägt im Osten der USA als im Westen. Doch sie geben McCain eine Chance, dort offensiv aufzutreten.

Die Republikanischen Strategen feilen bereits an einer Doppel-Strategie, Ausfälle von Obamas früherem Pastor und einige lose Bemerkungen Michelle Obamas auszuschlachten. Sie versuchen damit, den Patriotismus des Kandidaten in Frage zu stellen und ihn als unerfahrenen Träumer zu charakterisieren. Das ist die Achillesferse Obamas.

Sein Team kontert mit einer Strategie, die auf einen politischen Wandel in Stil, Akteuren und Inhalten setzt. Alle Umfragen zeigen eine ausgesprochene Wechselstimmung, die Obama klar begünstigt. Diese wird verstärkt durch eine neuen Generation an neuen und jungen Wählern, die dem 46-Jährigen schon in der Auseinandersetzung mit der bekanntesten Frau der Welt zum Durchbruch verhelfen. Obama verkörpert für die 80 Millionen «Millenials» genannten Wähler Aufbruch, wie dies zuletzt bei John F. Kennedy der Fall war.

Die Demokraten porträtieren McCain als jemanden, der im Irak und in der Wirtschaftspolitik Bushs Kurs fortsetzen will, machen ihn zu «John McSame». Ein nicht ganz faires Etikett, weil McCain sowohl mit seiner hartnäckigen Opposition gegen Folter und Guantanamo sowie seinem Einsatz für eine proaktive Umweltpoli-

tik klare Differenzen zu Bush unter Beweis gestellt hat. Doch politisch könnte es sich als effektiv erweisen, seine Wahl als Referendum über eine «dritte Amtszeit» des ausgesprochen unbeliebten Bush hochzustilisieren. Denn nichts brennt den Amerikanern zurzeit mehr unter den Nägeln als die Rezession, die davongaloppierenden Kosten für Gesundheit, Bildung und Energie und der Krieg im Irak.

Fazit: McCain hofft, dass persönliche Vorbehalte gegen einen schwarzen Kandidaten diesem die entscheidenden Punkte kosten, die ihn in umkämpften Staaten knapp an der Mehrheit scheitern lassen. Gelingt es Obama dagegen diese Ängste zu neutralisieren, dürfte ihn der Enthusiasmus seiner Anhänger, verbunden mit der ausgeprägten Wechselstimmung überall über die Hürde heben.

lausland@dienordostschweiz.ch



LOMO

VON JOHANNES BINOTTO



Leben live, auch wenn es kostet

In nur drei Stunden wurden die 47 000 Tickets für das im August stattfindende Schweizer Konzert von Madonna verkauft. Das ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass die Eintrittsbillette zwischen 180 und 300 Franken kosteten. Bei Madonna sind offenbar auch die billigen Plätze verflucht teuer. Ein wenig rätselhaft ist es freilich schon, dass man bereit ist, so tief in die Tasche zu greifen, wo man doch auf DVD für einen Zehntel des Geldes das alles auch haben könnte. Noch dazu, wo auf der DVD die Sicht auf den Star besser und der Sound klarer ist. Auch für die EM-Spiele ist man bereit, Unsummen zu zahlen, obwohl man im Fernseher den Ball viel besser sieht und darüber hinaus auch nicht vom Gejohle und vom Kebab-Atem des Sitznachbarn genervt wird. Das Erlebnis, live dabei zu sein, wiegt offenbar alle Mängel auf und darf auch etwas kosten.

Vielleicht wird die Lust am Authentischen im Stadion umso lieber ausgelebt, je mehr man sich im Alltag von authentischen Erlebnissen gestresst fühlt. So etwa beim anstrengendsten aller Livehappenings: dem eigenen Nachwuchs. Mehr Krippenplätze für Säuglinge, Mittagstisch, Blockzeiten und frühere Einschulung – es kommt einem zuweilen der Verdacht, manche Eltern hätten ihr Kind eigentlich lieber in Form einer DVD, die sich problemlos in den Timeslots ihres Karriereplans konsumieren lässt. Tatsächlich hätte auch ich manchmal gerne, die schlechte Laune meines Sohnes liesse sich so einfach abstellen wie ein schlechter Match am Fernsehen. Dass ich trotzdem meinen Jungen lieber zu Hause als in der Krippe habe und die Aussicht auf frühere Einschulung mich nicht begeistert, das darf man mit vollem Recht beknackt finden. Doch meine Begründung müsste eigentlich jedem Fussball- oder Madonna-Fan sogleich einleuchten: Nonstop live bei meinem Kind dabei zu sein – das will ich um keinen Preis verpassen.

Warum der Faserpelz die Party nicht rettet

Gegen Picknicks habe ich nichts. Ich bin gern draussen, und eine Wurst vom offenen Feuer schmeckt köstlich. Vergnüglich finde ich auch das Speisen auf Terrassen in südlichen Gefilden mit Blick aufs Meer, wenn nur ein Hauch von Kleidung die sonnengebräunte Haut bedeckt und das Leben unter freiem Himmel stattfindet. Sogar gegen eine Sommerparty mit Musik und Bowle ist nichts einzuwenden, jedoch gegen die zwanghafte Haushaltsverlegung bei jedem Sonnenstrahl. Das «Draussen-essen-Können» scheint der lokale Barometer für Lebensqualität zu sein. Nicht für alle. Ich hab schon schrecklich gefroren. Mit klammen Fingern an einem gegrillten Tier herumzusäbeln, ist nicht mein Ding. Meist ist die Kartoffel schon kalt, und im Wein schwimmen diejenigen Mücken, die nicht gerade dabei sind, mir die Hühnerhaut zu verstecken.

Widerstand regt sich in mir, wenn der Wohnungsinhalt ins Freie geschleppt werden muss, vom modischen Sitzkissen für die unbequemen Gartenstühle bis zum kun-

terbunten Gartengeschirr-Set und den assortierten Fackeln. Immer fehlt etwas, sodass jemand – meistens eine Frau – nach drinnen rasen muss. Eiswürfel, Balsamico oder die Zuckerdose zu holen. Manchmal rasen auch alle, Teller und Besteck in der Hand, weil der Salat in den prophezeiten Regentropfen zu schwimmen beginnt.

Die Garderobenfrage stresst mich, weil ich nie weiss, ob ich mich auf ein schönes Essen einstellen darf oder ob es eine Übung wird, wie man sich am besten vor Temperaturstürzen mit nachfolgendem Rheumaschub schützt. Meist trag ich sowieso die falschen Sachen. Die High Heels graben sich in den Rasen, Kies macht aus Lackschuhen Wegwerfartikel und zum Flatterkleid passt einfach keine dicke Jacke. Doch mit warmen Schuhen, dicken Socken und dem Woll-

pullover möchte man sich im Sommer ja auch nicht zu Tisch setzen.

Vergnüglich ist es trotzdem manchmal (falls das Wetter mitspielt), unter einer Lichterkette oder im perfekten Schatten eines Sonnensegels zu speisen. Die Gartendüfte einzusatmen – meistens raucht jedoch ein Grill in meine Richtung – und den Geräuschen der Natur zuzuhören, ist herrlich. Gelegentlich wird die Idylle von den Nachbarn übertönt, deren Grillgut verkohlt. Und überall fliegen Servietten davon, weil just bei der

Vorspeise ein Wind aufkommt. Oder es ist so brütend heiss, dass die Butter schmilzt, das Brot fast getoastet auf dem Teller liegt, dafür der Schweiß in die Konfitüre rinnt, und ständig wird der Sonnenschirm zurechtgerückt. Bevor man sich einen Kaffee einschenken kann, kommen die Wespen und hocken sich ins Dessert.

Im Esszimmer ist es selten zu heiss und nie zu kalt. Da geht kein Wind, Viecher werden sofort ausgesperrt, Pfeffermühle, Extrateller und Zahnstocher sind griffbereit. Ich kann so angezogen an den Tisch sitzen, wie es sich für ein Essen gehört, und muss nicht zu meinem Sommerkleid den alten Faserpelz des Gastgebers tragen und eine Wolldecke um die Waden wickeln. Dafür ist es dann früh genug, wenn wir gespeist haben, ins Freie zu gehen und bewundernd in den Sternenhimmel zu gucken, wenn die Grillgerüche aus den Gärten entschwinden sind und nur die Rosen duften. Ruhiger, purer Genuss. Jeder kann sein Glas selbst mitnehmen und so lange bleiben, bis er friert.

TRIBÜNE

ELISABETH MOSER
ÜBER GRILLOMANIE

Inhaberin
einer Schreibwerkstatt,
wohnt in Winterthur

